

Nr. 122. Bromberg, den 6. Juli 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von **Frieda Zieschank.**

(12. Fortsetzung.)

Ihr Mann hatte ihr ein Reitpferd geschenkt, einen schönen hochbeinigen Fuchswallach. Schon nach wenigen Proberitten wagte sie sich mit ihm auf eine größere Bergtour.

Der Lanutoo, der berühmte Kratersee, war ihr Ziel.

Die längste Strecke führte der Weg über steilen Gemsenpfad, bedeckt mit Lavageröll, bergan. Je höher sie hinauf kamen, desto üppiger wurde die Fauna des Urwalds.

Martha glaubte, noch nie etwas von traumhafterer Schönheit mit leiblichen Augen gesehen zu haben, als sie dann oben vor dem unergründlichen grünen Spiegel des Sees stand. Wie ein heiliges, sorgsam zu hütendes Geheimnis umdrängte Urwald von unerhörter Üppigkeit das stille Wasser.

Fast wie Entweihung eines Allerheiligsten empfand die Frau ihrer beider Gegenwart hier oben.

Nein — Menschen, lachende, sprechende Menschen, gehörten nicht hierher! Es war ein Platz für Nixen, Elfen, Faune — für Fabelwesen — Märchenland! —

Für den Heimritt wählte Uffrecht einen anderen, etwas weniger steilen, jedoch weiteren Weg.

Gleich unterhalb des Bergkamms schien sich der Urwald zu lichten. Eine größere Fläche war zu überblicken. Eine dichte Decke vom drosselnden Windenunkraut lagerte fast bis zu Manneshöhe wie grüne Dünung über dem Boden. Mittenheraus leuchtete ein kleines Wellblechdach.

„Wohnt hier jemand?“ verwundert fragte Martha.

„Nein, nicht mehr. Ein armer Narr versuchte hier sein Glück. Unter den Winden erstickten seine Kaffeekulturen. Es gibt hier in den Bergen noch einige solcher Plätze. Idealisten, Neulinge, die herkamen ohne Kenntnisse und ohne genügend Mittel — sie waren unbelehrbar und ließen dann solche Wahrzeichen zurück — zeigten, wie man es nicht machen darf.“

„Und was wurde aus ihnen?“

Uffrecht zuckte die Schultern. „Gestorben — verdorben! Überall fordert Neuland seine Opfer.“ —

Wie ein Alpdruck lastete auf Martha während des weiteren Ritts das Bild dieser erdrosselten Pflanzung, und wie ein köstliches, unverdientes Geschenk begrüßte sie bei der Heimkehr die gepflegten, früchtebeladenen Kulturen Oli ulas. —

*

Es war Sonntag.

Ohne vorhergehende Dämmerung war die Sonne über dem östlichen Berghang heraufgekommen, überschüttete das Pflanzerhaus mit ihren Strahlen und machte die purpurnen Blüten in satter Glut leuchten. Das „Ziep-Ziep“ des gefiederten Weckers rief noch immer von einem der Kapokbäume hinter dem Hause.

Die Sonnenstrahlen drangen durch die blühende Umrankung der Veranda, legten sich in goldenen Kringeln und Streifen auf den Fußboden und warfen durch die weitgeöffnete Tür warme Reflexe auf das Weiß der Decke und Wände des Schlafzimmers.

Martha schlief noch.

Den Kopf seitwärts geneigt, das dünne Linnen an Hals und Brust der Morgenluft geöffnet. Eine ihrer blonden Flechten hing ihr über die Schulter, und an Stirn und Schläfen kräuselten sich wirre Löckchen.

Sie träumte. Es war ein schöner Traum, so wie ihn oft der letzte leichte Morgenschlummer bringt.

Sie stand unter einem hohen Laubdach. Aber statt grüner Blätter trugen diese Traumbäume dichte Massen stark duftender Blüten in allen Farben und Arten.

Und dann — o Wunder — lösten sich die Blumen von den Zweigen und sanken sanft auf sie herab. Einer der wundervollen, edelweißgleichen Blütensterne des Kaffeebaumes fiel gerade auf ihr erhobenes Gesicht, auf ihre Lippen. — —

„Das war kein Traum!“ — Halbwach schon, dachte sie es — sie sog ja den unvergleichlichen Duft der Kaffeeblüte ganz wirklich ein! Das Laubdach — wo war es? Ach, da wölbte es sich ja noch immer über ihr, noch immer mit Blüten behangen. — Und nun senkten sich seine Äste — neigten sich immer tiefer zu ihr nieder — umfaßten sie — eine Hibikusblüte küßte ihre Brust — —

Da erwachte sie.

Der Kaffeeblütenstern wehte wirklich von ihren Lippen — eingedeckt von Blumen fand sie sich. Und die Arme des Gatten waren es, die sie umfangen hielten, der Kuß seines lachenden Mundes hatte sie geweckt!

Der Blütenregen, die häufige Einleitung ihrer Sonntage, hätte sie diesmal wirklich im Schlafe überrascht.

Ein Stündchen später saßen sie beim Frühstück auf der Hinterveranda. Rötlichgelbe Papayenfrucht leuchtete von der Kristallschale und wurde als Eingang verspeist. Ah Sing brachte die Platte mit Eiern und Schinken und die Hausfrau goß den stark duftenden Mokka in die Tassen. Es war dies eignes Gewächs von Oli ula. Einige Dutzend Bäume edlen arabischen Kaffees hatte Uffrecht in der Nähe seines Hauses angepflanzt, und die lieferten seit Jahren schon Früchte.

Aber ganz plötzlich empfand Martha jetzt eine starke Abneigung gegen den von ihr sonst so sehr geschätzten Mokka. „Ich möchte mir lieber eine Tasse Tee aufgießen lassen,“ meinte sie und gab Ah Sing entsprechende Anweisung.

Nach dem Frühstück ließ sich Uffrecht mit seiner Morgenzigarre geruhsam im Käfig nieder, um die Zeitungen, die die letzte Post gebracht, zu studieren.

Martha ordnete unterdes ein wenig in den Zimmern, ging zum Hühnerhaus, die Eierernte einzuheimsen und schritt dann mit ihrem Körbchen auch gleich in den Gemüsegarten, pflückte Gurken und Tomaten. Auch eine goldgelbe Ananas schnitt sie aus ihrer stacheligen Blatthülle heraus für den Mittagstisch.

Beim Wiederaufrichten aus der gebückten Stellung wurde sie von einem leichten Schwindel befallen und es dauerte einige Minuten, bis sie ihren Rundgang beenden konnte.

Den Nachmittag wollten sie, auf Rüdigers Einladung hin, in Tuavii verbringen. Die junge Frau stand vor dem Spiegel und machte sich fertig zur Ausfahrt.

Da stieg ein seltsam beklemmendes Gefühl in ihr hoch — das Bild im Spiegel verschwamm vor ihren Augen, sie fühlte, wie langsam kaltes Naß ihre Stirn zu bedecken bebegann — alles fing an, sich um sie zu drehen.

Nach einem Halt suchend, griff ihre Hand ins Leere.

„Karl —“

Auf den hauchschwachen Hilferuf hin sprang der im Zimmer anwesende Mann herzu und fing seine totblasse Frau in den Armen auf. Er bettete sie auf dem Lager, mit

fliegender Hand löste er ihr Kleid, legte nasse Tücher auf Stirn und Brust.

„Martha — Liebste —!“

Die zärtliche angstvolle Männerstimme rief Martha wieder zum Bewußtsein, sie schlug die Augen auf.

„Luft — in die Luft —!“

Wie ein Kind hob er sie auf und trug sie hinaus in den Käfig auf den Liegestuhl. Der frische Passat, der dort wehte, ließ bald die Farbe in das geliebte Gesicht wiederkehren.

Uffrecht kniete vor ihr, hielt sie umfaßt.

„Geliebte — was war das — —?“

Sie hob den Arm und legte ihn fest um seinen Hals. Blick ruhte in Blick — Seele in Seele.

Und so stieg es in ihnen herauf, das seligste, noch unfaßbare Lebenswunder — daß ihre Liebe Schöpferkraft geworden war! — — —

*

Sie saßen Hand in Hand auf einem Baumstamm an der höchstgelegenen Grenze ihres Landes. Es war Spätnachmittag, und die Arbeiter hatten schon Feierabend gemacht, waren nach Hause gezogen und bereiteten sich ihr Nachtmahl.

In tiefem Frieden lag ihr Land als gewaltiges Rechteck vor ihnen.

In seinem untersten Teil erhoben sich die dichten Laubkronen der ältesten Kakaobestände, zwischen denen das Dach ihres Hauses hervorschimmerte.

Weiter herauf leuchtete das hellere Grün des lichten Papayenwaldes, dessen Sonnendach die jüngeren Bäumchen noch schirmte.

Und dicht vor den Schauenden lag das frisch gerodete Land, das erst in diesem Jahre bestellt war, in dem jede junge Kulturpflanze noch sorglich ihre Korbhülle trug.

Durch das Ganze zogen sich die mächtigen horizontalen und vertikalen Doppellinien der Fikusbäume, des dichten Windschutzes, zwischen denen die schönen breiten Wege führten.

An allen vier Grenzen der Pflanzung aber ragten die finsteren Wände des Urwalds! — Wie ein aus dieser wilden Masse herausgemeißeltes Kunstwerk lag ihr Land zu ihren Füßen.

Uffrecht erzählte seiner Frau von den Kämpfen, die er zu bestehen gehabt, als es sich darum gehandelt hatte, den Ausbau des öffentlichen Fahrweges bis herauf zu seinem Land bei der Regierung durchzusetzen.

Dieser Fahrweg hatte damals nur bis zu Rüdigers Pflanzung geführt, und für die ersten Transporte hatte er sich selbst mühsam einen Fußpfad durch den dichten Urwald hauen müssen.

Martha versuchte sich vorzustellen, wie das einst hier ausgesehen hatte, bevor ihr Mann den ersten Baum niedergelegt.

Sie blickte hinüber zu den hohen, undurchdringlichen Wänden.

Und so — so war also auch dies herrliche Fleckchen Erde, das da vor ihr lag, zugedeckt gewesen? — — —

— Im Dämmergrün des riesenhaften Urwalds schlief Mutter Erde damals. Bis er kam! Bis er die unfruchtbare, finstere Decke mit starker Hand von ihrem Körper nahm. Bis daß der Meißel seines Manneswillens herausgehauen aus dem wüsten Nichts dies edle Werk das ausgebreitet vor ihnen lag im Gold des Abendlichts.

Aus dumpfem Chaos eigenes Reich — kostbare Frucht aus schweißgedüngter Saat — das war ein Großes, war erhaben — war echte stolze Mannestat!

Und der Frau war es, als ginge ein Leuchten aus von der Stirn des Mannes an ihrer Seite — das Leuchten schöpferischen Willens und schaffender Kraft.

In dieser Stunde erst erfaßte Martha Uffrechts Seele wirklich die hohe Aufgabe des Pflanzers, des wahren Kulturpioniers, in ihrer ganzen Tiefe.

Überwältigt bückte sie sich und küßte die gesegnete Hand des Gatten.

5.

Das Ehepaar Korn war in der Kolonie eingetroffen und machte Besuch.

Korns Pflanzung grenzte dicht an die Rüdigers, somit zählten die Neuankömmlinge auch zu den allernächsten Nachbarn Uffrechts. Martha hatte sich innig darauf gefreut, nun eine deutsche Frau in der Nähe zu haben.

Frau Korn war eine hochgewachsene Brünette mit lebhaften schwarzen Augen, etwas aufgestülpter Nase und leicht vorspringenden Backenknochen, elegant und von nervöser Lustigkeit. Sie mochte wohl in Marthas Alter sein.

Der Mann war angehender Vierziger, zur Fülle neigend, mit glattrasiertem Gesicht. Um den Mund lag ein Zug von satter Selbstgefälligkeit.

Alles in allem brachte diese Bekanntschaft Martha eine leichte Enttäuschung — die Frau sah wenig deutsch aus! Die Erklärung dafür wurde ihr bald.

„Meine Mutter war Tschechin. Ich bin in Böhmen aufgewachsen, wo der Vater Regierungsbeamter war. Meine Schwestern sind alle an Tschechen verheiratet. Ich bin die einzige, die wieder in deutsche Hände gefallen ist, und das habe ich schließlich auch nur dem Zufall zu danken, der mich mit meiner ältesten Schwester nach Wiesbaden führte, wo ich meinen Mann kennen lernte. Auf dem Neroberg haben wir uns verlobt.“ So erzählte sie mit sprudelnder Offenheit ihre Lebensgeschichte.

Der Nachmittag verlief in lebhaftem, lustigem Gespräch. Erst gegen Abend fuhren Korns wieder ab.

Sinnend blickte Martha ihnen nach.

„Nun, Liebling? Du machst solch ein Sphinxgesicht — bist du nicht zufrieden?“ fragte Karl, seinen Arm unter den ihren schiebend und sie in den Käfig führend.

„Nicht zufrieden? Das wäre zu viel gesagt. Ich bin nur noch etwas in Staunen darüber, daß das die Frau ist, mit deren Schicksal ich mich so intensiv beschäftigt, die ich so bedauert habe. Ich glaube, ich brauche mir keine Sorgen um sie zu machen, sie wird mit der bösen Geschichte — mit der farbigen Familie ihres Mannes — schon fertig werden. Ich glaube sogar, es kann ein angenehmer Verkehr für uns werden, besonders, da die Frau sehr musikalisch ist. Sie erzählte mir, daß sie sich ihren Flügel mitgebracht hat, und da werden wir vielleicht zuweilen das einzige genießen, was uns bisher noch fehlte: gute Musik. — Mir scheint, der Mann ist sehr ehrgeizig. —“

Uffrecht lachte laut auf.

„Welche Menschenkennerin ich zur Frau habe!“ sagte er, und gab ihr schnell einen Kuß. „Freilich, ehrgeizig ist er und stets ängstlich bemüht, nach außen möglichst wirkungsvoll aufzutreten. Grund genug zum Selbstbewußtsein hat er aber, das muß man ihm lassen. Er hat Erstaunliches geleistet in den langen Jahren, die er nun schon hier ist, seine Pflanzung ist fast noch einmal so groß als die meine, freilich auch doppelt so alt. Auf ihr habe ich mir ja die ersten Sporen als Kakaopflanzer verdient, damals als ich Korn vertrat, wie er zum ersten Male auf Brautschau in der Heimat war.“

„Was heißt das? Damals schon?“

„Ja, damals. Es sind ja nun schon bald neun Jahre her. Da war Korn heimgefahren mit der ausgesprochenen Absicht, sich eine Frau zu suchen. Trotzdem er ein volles Jahr fortblieb, kam er aber allein zurück. Er hatte Pech gehabt — die Liebe war ihm dazwischen gekommen! — Ach, Schatz, mach nicht solch entsetzlich fragendes Gesicht! Was versteht dein kindlich Gemüt von dem Charakter eines Mannes, wie Korn einer ist! — Ja also — er hatte sich damals verliebt, nach seiner Ansicht ‚beinahe verplempert‘. — Die Tochter einer kleinen Beamtenwitwe war's, eine Telephonistin, ein einfaches, liebes, ganz unschuldiges Ding, das damals zu Hause sein Herz in Fesseln schlug. Das Mädchen muß ihn leidenschaftlich geliebt haben, und er hätte es vielleicht auch geheiratet — wenn es nicht ein Kind von ihm bekommen hätte.“

Martha riß verständnislos die Augen auf. „Ja — aber — das war doch dann gerade —“

„Ein Grund zum Heiraten, meinst du? — Ja, Liebchen, normalerweise sollte man das wohl annehmen. Und wir — Rüdiger und ich, denen er die ganze Geschichte eines schönen Abends in weinseliger Stimmung erzählte — wir hatten auch diese naive Anschauung. Anders aber Korn! Die Sache hatte sich in seiner Vaterstadt abgespielt. Und Korn war der Ansicht, daß er schon seiner Familie wegen das Mädchen mit dem Kinde nicht zu seiner Frau machen dürfe, befürchtete auch, daß die Vorgeschichte hier bekannt werden und seinem Ansehen schaden könne. So nahm er Koffer und Herz in die Hände, fand das Mädchen anständig ab und kam zurück. — Über der Geschichte hatte er die beabsichtigte Brautschau, die allerdings in anderen Kreisen vor sich gehen sollte, verpaßt. Auch hier aber konnte er seine Gedanken so bald nicht von dem Mädchen losreißen. Sie schrieben sich noch — er las uns einige ihrer Briefe vor. Rührend innige Briefe, die uns alten Burschen das Herz weich machten. Auch Korn war gerührt — er überlegte sich allen Ernstes, ob er das arme Kind nicht doch noch herauskommen lassen sollte — als seine Wirtschafterin selbstverständlich nur! Davon rieten wir ihm natürlich energisch ab, und er hat sich dann mit einer Samoanerin getröstet. Ich hätte dir von der Geschichte nichts erzählt, wenn sie nicht allmählich hier allgemein bekannt geworden und auch dir bald zur Kenntnis gekommen wäre. Aber das ist ja nun alles schon laege her, auch seine Liebe daheim ist inzwischen in den Ehehafen eingelaufen, wie er uns kurz vor seiner zweiten Brautfahrt gelegentlich erzählte. —

Heute hast du nun gesehen, wie eine Frau beschaffen sein muß, der die Ehre zuteil wird, von Korn als Gemahlin gewählt zu werden!"

Martha hatte dem Bericht in wechselnder Stimmung zugehört. Entrüstung, Mitleid und Verständnislosigkeit lösten sich in ihr ab.

Unwillkürlich malte sie sich aus, wie es wäre, wenn sie statt der eleganten, so international angehauchten Weltdame eine einfache, gemütswarme deutsche Frau als Nachbarin gefunden hätte, und ihre Augen wurden traurig dabei.

(Fortsetzung folgt.)

Charlotte von Schiller und die „Charlotte russe".

Zum 100. Todestag (5. Juli) der Dichtergefährtin.

Von **Sidonie Rosenberg**-Wien.

Es war im Frühherbst 1802. Schiller hatte kurz vorher von Kaiser Franz II. den österreichischen Adel erhalten, und von allen Seiten kamen ihm Gratulationen in persönlichen Besuchen, Briefen, Adressen zu; diese Empfänge, Antworten, Danksagen strengten Schiller sehr an, da dessen Gesundheit schon damals viel zu wünschen übrig ließ, und seine ihn abgöttisch liebende Charlotte bemühte sich auf jedwede Weise, ihn durch besonders kräftige und seinen Appetit reizende, leckere Speisen zu erhöhter Nahrungsaufnahme zu veranlassen, soweit es eben ihre stets schmale Haushaltskasse ermöglichte. Goethe, welchen ja mit Schillers Hause enge Freundschaft verband und der jede Art Lebensfreude, also auch eine gut zubereitete und hübsch dargebotene Mahlzeit zu würdigen wußte, hatte an Charlottens Kochkünsten seine helle Freude und lud sich gerne, da Schiller damals in Weimar weilte, zu einer Mahlzeit en petit comité oder mit einigen interessanten fremden Gästen ein, wobei er nie verfehlte, auch *sein* Teil durch irgend ein mitgebrachtes Geschenk beizutragen.

Dies war auch an obenerwähntem Tage der Fall. Goethe hatte sich für den Nachmittag in Begleitung Herders und eines russischen Diplomaten zu einer offiziellen Gratulation bei Schiller in dessen Garten angesagt, und Charlotte dachte schon tagelang darüber nach, mit welch besonderen Darbietungen ihrer Kochkunst sie vor den Gästen paradieren könnte; sie probierte und probierte, aber keine Zusammenstellung war ihr apart genug, bis endlich zwei neue Kochrezepte eigener Erfindung dieser feierlichen Gelegenheit würdig befunden wurden.

Der Nachmittag kam heran; Charlotte hatte vormittags fleißig in der Küche hantiert, aber niemanden außer ihrer treuen Gehilfin, ja nicht mal ihrem Gatten Eingang gestattet; auch *er* sollte überrascht werden.

Goethe, liebenswürdig wie immer, stellte den jungen Russen als Herrn von Oldenburg vor und meinte zu ihm: „Madame Charlotte ist nicht nur die treueste Gefährtin ihres Gatten, sondern auch sorgsam und tätig für all ihrer lieben Freunde Wohl bemüht, das Urbild jener Frauen, an welche ihr Gatte dachte, als er schrieb: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben."

„Und", fügte er mit einer Verbeugung gegen Charlotte hinzu, „Sie werden sehen und „schmecken", Herr von Oldenburg, daß unsere liebenswürdige Hausfrau es nicht verschmäht, die Prosa des Kochherdes in die Poesie der Mahlzeit zu verwandeln, und uns mit einem wohlgelungenen Werk ihrer Hände überraschen wird."

Die Heiterkeit der Gäste ob dieser feierlichen Anrede steigerte sich noch, als Charlotte errötete und verlegen lächelnd meinte: „Ach, Herr Geheimrat, ob die heutige kulinarische Überraschung eine freudige sein wird, weiß ich nicht, es ist ein erster Versuch!" — „Seien Sie nicht zu bescheiden, liebe Freundin", meinte nun Herder, „wir werden ja sehen, aber trotz *Ihrer* Furcht sind *wir* ohne Sorge, *wir* haben Vertrauen zu Ihnen!"

Während des Geplanders hatten sie den Garten betreten und auf der Bank unter dem großen Lindenbaum Platz genommen, während Charlotte in die große Laube nebenan verschwand. Nach kurzer Zeit schon erschien sie: „Darf ich bitten?" — Goethe reichte ihr den Arm, und als die Gesellschaft die Laube betrat, war nichts zu hören als ein entzücktes Ah! — In ihrer Mitte stand der gewohnte runde Tisch mit einem goldgelb und blau gemusterten Tischtuch, einer feinen weißen Strickdecke darüber, mit gleichfarbigen Tassen gedeckt. Um jedes Gedeck schlang sich eine kleine Girlande aus rotem Mohn und blauen Vergißmeinnicht; in der Mitte des Tisches aber prangte ein großer Gugelhupf, ebenfalls von einer solchen Girlande umkränzt. Fröhlich sah Charlotte den behaglichen Eindruck ihres Arrangements und lud zum Sitzen ein, was auch sofort geschah. Als der würzige Kaffee in den Tassen dampfte, schnitt Charlotte mit einer gewissen Feierlichkeit den Kuchen an. „Versuchet, liebwerte Gäste, und saget ehrlich eure Meinung." Goethe greift zu, nimmt einen Bissen, noch einen, den dritten, streckt dann die Hand aus, drückt die Charlottens und sagt mit ernsthaftem Gesicht: „Ein Meisterstück!" Alles lacht, Charlotte ebenfalls, und gar bald sind Kaffee und Kuchen verschwunden! „Nun", meint der fremde Gast, „seid Ihr, verehrte Frau, mit der Aufnahme Eurer Überraschung zufrieden?" — „Ach, die kommt erst", erwidert sie stolz, „denn — ein Napfkuchen, du lieber Gott, ist ja keine Überraschung, und sei er auch nach einer neuen Vorschrift gebacken, welche ich kürzlich von Charlotte Kalb erhielt, und welcher Kuchen meinem lieben Gatten ganz besonders mundet." — Das Mädchen erscheint, räumt den Tisch fein säuberlich ab und bringt sodann zwei Platten, beide wieder blau-rot geschmückt. Die eine trug eine Torte, die zweite ein schön gefärbtes Gebilde in den Farben blau-rot-weiß, verziert mit roten Früchten und Blümchen aus weißer Schlagsahne, jedes gekrönt von einem Vergißmeinnicht. Charlotte erhebt sich und sagt mit drolliger Feierlichkeit: „Hier, liebe Gäste, mein neuester Einfall, eine Armee von Eidottern und Schlagsahne, mit Früchten gemengt und in der Kälte gefroren!" Die blau-rot gehaltene Dekoration unseres Tisches sei eine Huldigung an unseren fremden Gast — es sind die Farben Oldenburgs und Rußlands — von einer deutschen Frau, mit den Blüten und Früchten ihres Gartens ihm gewidmet, aber die Namenstaufe der zwei neuen Speisen finde erst nach Approbation ihres inneren Wertes durch Stimmenmehrheit statt!"

Sie zerschnitt beides, reichte jedem davon und versuchte mit großer Spannung in deren Mienen zu lesen. In diesen mag sie wohl Befriedigung gelesen haben, denn mit stiller Heiterkeit sah sie ihren Gästen zu. Als alles mit feierlichem Ernst verzehrt war, erhob sich Goethe: „Verehrte Gastgeberin, ich und auch wohl die anderen (fragend umherblickend und auf deren Händeklatschen fortfahrend) sind nicht nur zufrieden und überrascht, sondern mehr als das — Madame Charlotte, Sie haben sich selbst übertroffen; wir bitten nun die Künstlerin um die Taufnamen!" Hochrot vor Stolz meint Charlotte: „Die Torte heiße, unserem lieben Gast zu Ehren, Oldenburgtorte und die Creme" — — „die heiße", fiel Oldenburg ein — „Charlotte!" — „Aber dieser Name genügt nicht", sagt nun Schiller, der bis dahin geschwiegen, „sie erhalte noch den Beinamen russe!"

„Einverstanden", riefen alle, „aber wo bleibt das Taufwasser?" „Ist schon da", meldete sich nun Herder und wies auf einen Korb Rüdesheimer, den er bis dato versteckt gehalten. „Und ich", lachte Goethe, „liefere die Zukost!" Auf seinen Wink brachte das Mädchen eine große Schachtel echter Frankfurter Brenden, Goethes Lieblingsgebäck. „Habe selbe erst heute von Mütterchen aus Frankfurt erhalten, mit der Bestimmung, davon an Madame Schiller abzugeben, was hiermit geziemend geschieht!" —

Der Abend war schon weit fortgeschritten, als man sich endlich trennte, und noch gar oft erinnerten sich die Freunde dieser schönen, vergnügten Stunde, die leider eine der letzten war, denn gar bald darauf, 1805, ging Schiller zur ewigen Ruhe ein, betrauert von der ganzen deutschen Nation. Mit seinem Tode erlosch auch für seine Lotte jedes Lebensglück; sie lebte nur mehr seinem Andenken und ihren Kindern, bis sie endlich nach 21 Jahren ihm folgen durfte.

Jetzt, da am 5. Juli der hundertjährige Todestag Charlottens naht, mag diese kleine Skizze ein Streiflicht auf die Frau werfen, welche in guten und bösen Zeiten Schiller treu zur Seite stand.

Karlchen und die Strohwitwer-Saison

Von **Karl Ettlinger**, München.

Seit ich in der letzten Zeit die Bahnsteige im Münchener Hauptbahnhof gesehen habe, nehme ich alles zurück, was ich jemals gegen die städtische Straßenreinigung geschrieben habe und behalte mir lediglich vor, es nächstens zu wiederholen. Denn diese Bahnsteige sind jetzt immer frisch gesprengt, sie sind so feucht, als ob die Reichseisenbahnverwaltung Schwammerl züchten wollte.

Aber was mußte ich entdecken? Diese Feuchtigkeit ist gar nicht von der Straßenreinigung verursacht, sondern das sind lauter Abschiedstränen von den Männern, die ihre Frauen an die Bahn gebracht haben. Zur Erholung.

Neulich hab' ich die Abfahrt eines solchen Zuges mitgemacht. Kinder, man hätte glauben können, die armen Frauen fahren alle zu den Menschenfressern, so haben die Männer geschluchzt, immer wieder gebusselt haben sie ihre Weiblein, als ob sie erst zwei Minuten vor der Trennung auf den Geschmack gekommen wären, und als es hieß „Einsteigen", da erhob sich lautes Wehklagen und Hausschlüssel-

klappern, damit ja keine auf den Gedanken käme „Die Treue ist doch ein schwerer Wahn".

Haben Sie einmal Fregoli gesehen, den großen Verwandlungskünstler? Fabelhaft, wie blitzschnell der sich verwandeln kann, — aber noch lange nicht so geschwind, wie ein schmerzgebeugter Strohwitwer. Kaum war der Zug außer Sehweite, da ist auf einmal auf allen Ehemannsgesichtern die Sonne aufgegangen, ihre Westen haben sie zurechtgezupft, ihre Taschenspiegel haben sie hervorgezogen und haben sich an ihrer Schönheit berauscht, die hinkendsten hatten auf einmal einen elastischen Gang und mindestens zehn habe ich gesehen, die eifrig an ihrem einen Finger lutschten, damit der Ehering besser herunterging. Es war eine Wunderkur: „Der abfahrende D-Zug heilt 50 Ehemänner."

Ich aber ging in tiefen Gedanken zu meiner Resi, betrachtete sie eine Weile stillschweigend und sagte: „Fehlt dir was, mein Schatz?"

„Nein", erwiderte sie, „ich fühle mich pudelwohl!"

„O Gott", seufzte ich, „so geht immer diese neue Krankheit, die dementia nixgwisseswoassmoritis, an! Schon die ganze Zeit hab ich was gemerkt. Deine Gesichtsfarbe gefällt mir gar nicht mehr, — mach einmal „ah"!"

„Du spinnst ja!" sagte die Resi.

„Das ist eine Sache für sich und gehört nicht hierher!" wies ich sie zurecht. „Ach Resi, ich mache mir solche Sorgen, besonders dein guter Appetit ist ein ganz schlimmes Zeichen, und auch deine Ausdrücke sind lange nicht mehr so kräftig wie sonst, — Resi, zeig mir mal deinen Puls!"

Ich fühlte den Puls, sah dabei auf die Taschenuhr und röchelte dumpf: „Armes Weib, dein Puls geht fünf Minuten nach! Es ist höchste Zeit, daß etwas geschieht, du mußt Moorbäder in der Nordsee nehmen, du brauchst Luftveränderung mit Kurkonzert, — geh, fahr einmal fort, recht weit fort! Die Ortskrankenkasse bezahlt's schon, und wenn auch nicht, für deine Gesundheit ist mir nichts zu teuer!"

Das mit dem Puls machte scheinbar doch einigen Eindruck, denn nun hauchte die Resi: „Meinst du wirklich? Neulich allerdings, wie ich den Rettich aß und dann die zwei Portionen Schlagsahne und das Maß Bier trank, da war mir tatsächlich so sonderbar — —".

„Siehst du!" triumphierte er. „Nun ist mir alles klar: du hast am linkenk Herzflügelfortsatz eine diagonale Verhärtung der äußeren Bronchitis, — um Gotteswillen sei nicht leichtsinnig und fahr ab!"

Zwei Tage später habe ich die Resi an den Zug gebracht und hab den ganzen Bahnsteig unter Wasser gesetzt. „Erhol dich recht gut", wimmerte ich, „und ehe du wiederkommst, vergiß nicht zu depeschieren, — man weiß nicht, wozu es gut ist! Und schreib mir manchmal, wie lange du noch fortbleibst, damit ich einen Trost in meiner Einsamkeit habe."

Und dann schwor ich noch, brav und ordentlich zu sein, mit der rechten Hand nach oben und der linken Hand nach unten, damit der Schwur auch richtig durch mich hindurch in den Boden geht und mir nicht im Magen liegen bleibt.

Also der Zug fuhr ab, und wie ich ihr mit dem Taschentuch nachwinkte, sagte ein Herr zu mir: „Sie, da ist Ihnen ein rosa Brieferl aus der Tasche gefallen!" Und ich antwortete: „Danke sehr, das ist die Gasrechnung!"

Und bis zur Bahnsteigsperre fühlte ich mich riesig einsam. Gleich an der Sperre steht ein Fernsprechautomat, und in den bin ich hinein. Aus lauter Kummer. Und ich verband mich mit der Leni, die neulich sagte, ich sei ein netter Kerl, um ihr mitzuteilen, es sei heute eine so reine Luft. Ich rief in den Automat: „Hier ist der nette Kerl!" und eine Männerstimme antwortete: „Bist du's, Schnucki?", indem nämlich der Leni ihr Chef am Telephon war, dessen Frau auch gerade an der Nordsee ist.

Aber das Mißverständnis hat sich aufgeklärt und ich holte die Leni abends am Geschäft ab. Ich sah in der Zeitung nach, in welchem Kino das dunkelste Stück gegeben würde und dorthin gingen wir. Das Stück war sehr interessant: schon im zweiten Akt waren wir per du, und im dritten Akt sagte sie zweimal „Nicht doch". Mehr Akte hatte das Stück leider nicht, deshalb gingen wir noch ein bißchen in den Straßen spazieren. Hole der Teufel die vielen elektrischen Bogenlampen! Bei Nacht brauchten die wirklich nicht zu brennen! Weiß das Elektrizitätswerk nicht, daß Strohwitwersaison ist?

Aber neben dem Hause, in dem ich wohne und an dem später einmal die Tafel angebracht wird: „Hier kann Schutt abgeladen werden", da ist ein dunkler Hausgang und in diesem Hausgang gab ich der Leni einen Kuß. Ich bin halt ein netter Kerl und was tut man nicht alles in der Einsamkeit?

Das heißt, ich spitzte nur die Lippen, und schon hatte ich eine Watsche. Ich dachte zuerst, es sei die Leni gewesen, aber nein, es war die Resi, und sie donnerte: „Hab ich's mir doch gedacht, du Bazi! Bis Augsburg bin ich gefahren und dann mit dem nächsten Zug wieder heim! Dich kenn ich doch! O, du Schuft, du — — —"

Dabei machte sie auf meinem Buckel Jazzband, mit einer Kraftentfaltung, daß ich feststellen mußte: sie hat sich in der kurzen Zeit wirklich ausgezeichnet erholt! — Die braucht keine Moorbäder, aber ich brauche sie jetzt. Am liebsten führe ich nach der Nordsee (auch dort gibt's Kinos), aber die Resi läßt mich nicht allein fahren. Sie findet, die Einsamkeit bekommt mir nicht. Und den Eindruck habe ich allerdings auch.

Bunte Chronik

* **Das „gut angezogene" Tier.** Die Mode der Tierbekleidung ist nicht nur europäisch. Wie ein Aufsatz von Felix Baumann in der „Gartenlaube" erzählt, ist diese Sitte über die ganze Welt verbreitet. Wir lassen dem Verfasser selbst das Wort: Während die Pariser Pferde-Sonnenschirmmode mehr als Spielerei zu betrachten ist, haben die Pferdehüte eine praktische Bedeutung. Vor zwanzig Jahren bemerkte ich auf den Köpfen der Straßenbahnpferde in Tokio Sangagasu genannte Binsenhüte, wie sie die japanischen Bauern tragen. — In Schanghai gibt es zwei Arten der Pferdehüte: die gewöhnlichen Strohhüte, die man auf den Köpfen der Droschkenpferde sieht, und eine in den besseren Kreisen eingeführte „Behauptung" aus starkem Filz mit Korkschienen. Der Filz, der zwei Öffnungen für die Ohren des Tieres aufweist, besteht aus dachartiger Vorder- und Hinterkrempe, wodurch Stirn und Nacken des Pferdes geschützt werden. An den Seitenrändern befinden sich zwei Korkschienen, so daß ein Luftweg vorhanden ist. Vor der Benutzung wird der Filzhut erst gründlich mit Wasser durchtränkt. In den Straßen Pekings kann man öfters mongolische Pferde bemerken, die, nach alter mongolischer Sitte, vom Kopf bis zum Fuß mit langen Gewändern bekleidet sind. Sie erinnern an die mittelalterlich gekleideten Pferde der Djermas-Krieger im Niger- und Tschadseegebiet. Das klassische Land der gut angezogenen Tiere ist Indien. Denn die indischen Maharadschas entfalten bei ihren Ausritten eine fabelhafte Nabobpracht, die jeder Beschreibung spottet. Die Reitelefanten sind mit den kostbarsten edelsteinverzierten Decken und Behängen bekleidet. Diese Elefanten haben ein Riesenvermögen an ihren Körpern hängen — im Gegensatz zu dem armen, nach dem im Winter so bitterkalten Kanada verschlagenen Rüsselgenossen, der trotz seiner Dickhäutigkeit so jämmerlich fror, daß man ihn mit Pelzmantel, Ohrenschützer und Lederschühchen versehen mußte.

*

* **Komödienzettel aus dem Jahre 1819.** Karlsstadt, am 10. Juli 1819. Zum Vortheile des Herrn Ignaz Viol und seiner 18jährigen Tochter Ludmilla: „Menschenhaß und Reue", ein neues, hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gestorbenen Kotzebue, unglücklicherweise. Dasselbe ist in fünf Akten nebst einem Prolog, welchen Herr Viol zu Ende separat halten wird. Hoher, gnädiger Adel, löbliches Militär, verehrungswürdiges Publikum! Viele dringende Schulden setzen uns in die zwar angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis, meine Tochter die Eulalia, lassen Sie uns deshalb nicht untergehen. Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger Reue, daß wir uns hierher verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch. Es bleibt uns doch nichts. Dero gehorsamster Ignaz Viol von Zara. und seine Tochter Ludmilla."

Lustige Rundschau



* **Mildernde Umstände.** „Haben Sie sonst noch irgendwelche mildernden Umstände anzuführen, Angeklagter?" — „Ja, die Hemden, die ich jeklaut hatte, waren mir alle zwei Nummern zu eng!"

*

* **„Die Mumie."** Ratlos standen beide vor der Katalognummer der Mumie! Sie behaupteten steif und fest — es sei die Nummer des Autos, welches diesen Unglücklichen überfahren habe.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Hendlich in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.